

WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 31 Globalisierung (1998), S. 90-94

Autor: *Rainer E. Zimmermann*

Artikel

Rainer. E. Zimmermann

**Die Globalisierung des Wissens
oder Die Philosophie als Erzieherin
der Menschheit**

I.

In einem beachtenswerten Aufsatz aus dem Jahre 1995 hat Volker Grassmuck dargelegt, auf welche Weise die strukturelle Veränderung medialer Zugriffsverfügbarkeit sowohl Verhaltens- als auch Denkmodifikationen nach sich zieht, die das gesamte Inventar der Informationsverarbeitung und insofern das gesamte menschliche Handeln beeinflussen.¹ Zwar muß einschränkend darauf hingewiesen werden, daß die mediale Entwicklung nicht wirklich eine der permanenten „Entmaterialisierung der Zeichen“ oder eine der „Virtualisierung der Realität“ ist, wie Grassmuck in einem heute weit verbreiteten Sprachgebrauch implizieren möchte; denn das Zeichen bleibt nach wie vor Materie, sein Darstellungsraum real - wengleich beide an Abstraktionsgrad und Komplexität gewinnen (was im übrigen auch dem eigenen, semiotischen Verständnis des Autoren entsprechen dürfte, wie seine Ausführungen zur Zeichenqualität und zur Ableitung des Medienbegriffs aus dem der Metapher zu belegen scheinen). Aber es kann jedenfalls

¹ V. Grassmuck, Die Turing-Galaxis, Lettre International 28 (1/95), S. 48-53.

nicht bestritten werden, und darauf weist Grassmuck zu Recht hin, daß die explizite Formveränderung der Operationalisierung von Zeichen die wesentliche Voraussetzung für die bereits angedeutete Modifikation von Verhalten und (reflexivem) Denken ist, und zugleich von wesentlichem Ausgriff auf moderne Implikationen einer möglichen Rekonstruktion von Ethik. Hier muß also angesetzt werden, wenn es um die Erhellung der Frage zu tun ist, was das Philosophieren heute zu leisten imstande sein sollte, angesichts einer „Globalisierung des Wissens“, die in der Hauptsache durch einen innovativen Entwicklungsschub im Bereich der Elektronischen Datenverarbeitung charakterisiert wird.²

In diesem Sinne wird der alle fünf Jahre stattfindende Weltkongreß für Philosophie 1998 in Boston unter dem Hauptthema „Paideia“ ausgerichtet werden („Philosophie als Erzieherin der Menschheit“).³In der Strenge der ursprünglichen Begriffsbildung läßt sich dieses Thema freilich nicht mehr auf die heutigen Probleme des philosophisch zu erfassenden Alltags beziehen, entstammt doch der Paideia-Begriff einer (ziemlich späten, wesentlich der neukantianischen Apologetik des 19. Jahrhunderts geschuldeten) neu-humanistischen Denktradition elitär-bürgerlichen Charakters, die in der griechischen *polis* ein Vorbild für die Gestaltung von Bildungs- und Erziehungsidealen sah - und damit schon damals an den aktuellen Erfordernissen der Zeit recht eigentlich vorbeiging. Gleichwohl ist der Begriff nicht völlig falsch angebracht oder gar aus der Luft gegriffen: Denn was die Philosophie in Sicht nimmt, soll allemal der kritischen Reflexion unterzogen werden, und deren Resultate können nur sinnvoll zur Anwendung kommen, wenn zuvor ihre geeignete Vermittlung gesichert ist. Philosophieren blüht nicht im eigenen Zimmer, sondern allein in der praktischen Kommunikation, also in der Gemeinschaft mit den Anderen, inmitten einer vom sozialen Kollektiv geprägten, praktisch-konkreten Realität. Wenn somit der Kongreß die Themen „Globalisierung“ und speziell „Globalisierung des Wissens“ auch nur als wenige unter vielen unter dem Hauptthema auf der Agenda führt, so erkennt man hierbei doch leicht den Kernbezug eben dieses Aspektes, der Wissensvermittlung nach Maßgabe Neuer Medien.

² Offensichtlich gibt es noch zahlreiche andere Aspekte dessen, was heute gewöhnlich als „Globalisierung“ bezeichnet wird, aber diese sind auf die eine oder andere Weise alle an den Aspekt der Wissensproduktion und -vermittlung nach Maßgabe medialer Entwicklungen im Rahmen der EDV gebunden. Deshalb wollen wir uns im folgenden auf ihn allein konzentrieren.

³ Vom 10.-16.8.98. Information im Internet unter: <http://web.bu.edu/WCP>.

Wir besprechen deshalb im folgenden kurz die zentralen, qualitativen Momente gegenwärtiger Medienentwicklung und den philosophischen Ansatz, der diese Momente in der Bewegung des Welthaften aufzuheben unternimmt (II), dann suchen wir die Denklinie auf, auf der jener Ansatz angebahnt wurde, dabei eine charakteristische Wendung vom idealistischen zum materialistischen Philosophieren vollziehend (III). Schließlich diskutieren wir -als Fundierung des vor allem erwünschten praktischen Ausgriffs - ethische Schlußfolgerungen (IV) und enden mit einer kurzen Konklusion (V).

II.

Die Zugriffsverfügbarkeit von Information bestimmt sich im Rahmen neuerer Entwicklungen der EDV durch die erst vergleichsweise kürzlich eingeführte Hypertext-Option im Internet, die vor allem das „browsen“ (Stöbern) im Datenmaterial gestattet und eine momentane Gleichzeitigkeit der Zugriffsmöglichkeiten eröffnet, die bestenfalls mit der Metapher von „Prosperos Büchern“ adäquat beschrieben werden kann.⁴ Die „aktive Fußnote“ ist ein treffendes Beispiel dafür, auf welche Weise Information aus verschiedenen Ebenen momentaner Abfrage verfügbar wird.⁵ Und diese, gewissermaßen synchrone, Menge von Verweisebenen kann auch „diachronisiert“ werden, insofern die gesamte Information über e-mail-Verbindungen planetenweit (neuerdings wohl bis zum Mars) vermittelbar (und somit kommunizierbar) wird, ganz zu schweigen von den Hypertext-gesteuerten Seiten des „World Wide Web“. Die permanenten Aktivitäten weltweit vernetzter „newsgroups“, „mailing lists“ usf.

⁴ R.E. Zimmermann, Prosperos Buch oder Echolot der Materie. Zum hypothetischen Natursubjekt bei Ernst Bloch: Bilanz und Ausblick. In: VorSchein 15, 1996, S. 40-57.

⁵ So kann man etwa über eine Hypertextmanipulation im Internet auf Material von, sagen wir, Chopin zugreifen und sich dessen „Regentropfen-Prélude“ ins Gedächtnis rufen. Man kann dazu die Partitur lesen oder einfach die Musik abrufen. Zusätzlich kann auf biographische Daten zugegriffen werden, die etwa schildern, unter welchen Umständen die Komposition während des Mallorca-Aufenthaltes Chopins und George Sands zustandekam etc. Sollten von Personen, die noch nicht solange verstorben sind, Filmaufnahmen existieren, so könnte man sie sich gleichfalls als Videos abrufen. Die Anwendungsmöglichkeiten scheinen geradezu unbegrenzt. Im Vergleich zu herkömmlichen Recherche-Techniken ist der Aufwand dagegen äußerst begrenzt.

vergleicht Grassmuck deshalb mit einem „Zeitengesang“, einem repräsentativen „Chor des gegenwärtigen, relevanten Wissens“.⁶

Auf der Grundlage dieser, eher technischen, Voraussetzungen lassen sich zwei wesentliche Konsequenzen der Entwicklung in Sicht nehmen, die *Verhaltens-* und die *Denkmodifikation*: Die eine schlägt sich in der zunehmenden Dezentralisierung und liberalen Demokratisierung des Netzes nieder. Das heißt, die individuelle Mobilität der am Netz Beteiligten, der „netizens“, wird bis an die Grenzen des je Machbaren gesteigert, aber nicht ohne selbstorganisierte Regulation des Verhaltens: Die „netiquette“ sichert einen allgemeinen Verhaltenskonsens, dessen Bruch gegebenenfalls durch eine netzinterne Exekutive (den Einsatz der kommunikationsunterbrechenden „Kill-Filter“) geahndet wird. Der permanent laufende Diskurs (die Menge aller gegenwärtig ablaufenden Einzel-Kommunikationen) kann zwar das kollektive (vom individuellen Subjekt unabhängige) Schreiben oder das „distribuierte“ Denken im Sinne Grassmucks noch bei weitem nicht annähern, aber eine Art von Distribution zeigt sich in der Tat bereits deutlich: Sie besteht in der praktischen Trennung der je individuellen Diskurshandlung vom Gesamtdiskurs (als der Menge aller gerade ablaufenden Einzeldiskurse, deren Resultate ja niemals mehr verlorengehen können und so Bestandteil eines kollektiven Gedächtnisses werden, auf das jede beliebige Person jederzeit zugreifen kann). Anders gesagt, und das stützt erheblich die These jener, die im „global brain“ den nächsten Evolutionssprung sehen, kann die Gesamtheit der je ablaufenden Interaktionen *im System* als „erweitertes Bewußtsein“ gefaßt werden.

Daraus ergibt sich die angedeutete Denkmodifikation: Mit der Kombination verschiedener Techniken nämlich⁷, geht der extern-narrative Charakter des Netzes (oder neuerdings „cyberspace“) immer mehr verloren. Das heißt, es gibt weniger ein Themenangebot an die Benutzergruppen,

⁶ Genauer eingegangen bin ich auf die wissenschaftlichen Konsequenzen eines globalen „Chorgesangs“ dieser Art in meinem Aufsatz „Emergenz und exakte Narration des Welthaften. Zur Naturdialektik aus heutiger Sicht.“ In: System & Struktur III/1, Sonderband Naturdialektik heute aus Anlaß des 100.Todestages von Friedrich Engels, 1995, 139-169.

⁷ Es handelt sich um eine erweiterte Fassung von „virtuellen Kommunikationsräumen“ für Internet-Nutzer (MUD = Multiple User Dungeons), die bislang nur die Qualität selbstverfaßter Comic-Geschichten besitzen, mit weiteren Optionen jedoch (WOO = Webbed MOO, MOO = MUD object oriented, VRML = Virtual Reality Modelling Language) zu einem „kollektiven Spielfeld“ angereichert werden können.

die dann aus einem Inventar schöpfen und Nutzungsvarianten allenfalls geringfügig modifizieren können, sondern es gibt eher Aktionsvarianten, die von vornherein in den Spielraum des Angebots als aktuelles *Feld der Möglichkeiten* mit integriert sind. Grassmuck hat das als eine neue Form der Mythologie visualisiert, insofern der klassische (etwa griechische) Mythos vom Sänger, der die Episoden in seinem Gedächtnis „anblickte“ (so als habe er an den geschilderten Handlungsabläufen tatsächlich teilgenommen), dem Publikum durch Narration weitergegeben wurde, letzteres dabei aber nicht unmittelbar teilzuhaben imstande war, sondern auf die Erzählkraft des Sängers angewiesen blieb, um die emotionale Gewalt der Narration nachempfinden zu können, - während nunmehr der Cyberspace für alle gleichermaßen das je aktive Teilhaben an der Narration gestattet und darüber hinaus sogar noch die eigene Intervention in die erzählten Handlungsabläufe ermöglicht. Auf diese Weise wird die Narration zur Selbst-Narration, und Reflexion (Denken) wird mit Aktion (Handlungsvollzug) nahezu in eins gesetzt. Bezogen auf die von Grassmuck gleichfalls angesprochenen australischen Aborigines, die - wenn sie über ihre „songlines“ wandern⁸ - „analoges“ Denken praktizieren, ermöglicht der „cyberspace“ nunmehr ein ganz ähnliches Verhalten, nur auf einer hohen Abstraktionsstufe und hervorgerufen durch „digitales“ Denken.⁹ Was liegt näher, als das gesamte Problem der „Paideia“ - als

⁸ B. Chatwin, *The Songlines*, London 1987. - Die „songlines“ sind praktisch memo-rierte Landkarten, insofern die Aborigines alte, tradierte Lieder absingen, während sie über jene Linien wandern, und dabei Form und Inhalt der Lieder unmittelbar zur geographischen Ortsveränderung korrespondieren und auf diese Weise der Orientierung dienen. Reflexion (Planen, Orientieren etc.) ist also mit Aktion (praktisches Wandern) in eins gesetzt. Das Denken ist nahezu analog, im Gegensatz zum europäischen Denken (etwa), das wesentlich digital strukturiert ist. In der Hauptsache spiegelt sich in diesen „Denktypen“ eine Differenz des Zeitlichkeitsempfindens bzw. des Zeitlichkeitsbegriffs wider.

⁹ Die Tragweite dieses Umstandes wird vielleicht erst richtig deutlich, wenn man bedenkt, daß es ein uraltes Problem der (europäischen) Philosophie ist, daß der Mensch (wie Sartre sagt) von dem, was er ist, immer durch all das getrennt wird, was er nicht ist. Das heißt, insofern der Mensch niemals etwas ist, sondern immer nur wird, er sich also stets im Aufschub befindet (und daher Für-sich-sein ist, in Sartrescher Terminologie), kann er sein An-sich-sein (in dem er völlig bei sich wäre, freilich auch nur von prä-reflexivem Bewußtsein) niemals erreichen. Dieser „Seinsmangel“ bestimmt die gesamte, dynamische Entwurfsstruktur seiner Existenz mit allen praktischen, besonders ethischen, Konsequenzen. Er definiert einerseits die Zeitlichkeit menschlicher Existenz, beruht andererseits auf gerade jener digitalen Trennung im Denken, an dessen Wurzel der Unterschied zwischen prä-reflexivem und reflexivem

eine Art effektiver Gestaltung von praktisch relevanter Populärphilosophie - auf diese neuere Entwicklung zu beziehen? Philosophie müßte dann nicht mehr „fachlich“ vermittelt werden, sondern lediglich narrativ mitgeteilt, so daß die „Belehrung“ zugleich Handlungsvollzug wäre (wenn auch angesiedelt im unschädlichen Spielraum der Simulation). Dies wäre eine völlig neue Perspektive, unter der Philosophie so etwas wie eine „Erzieherin der Menschheit“ werden könnte (freilich in ganz anderer Form, als vormalig neukantianisch „angesonnen“).

III.

Allein, der Gedanke ist so neu nicht: Vor ziemlich genau 200 Jahren nämlich wurde bereits im „Ältesten Systemprogramm des deutschen Idealismus“ ein vergleichbares Ziel angestrebt. Hölderlin und Schelling entwarfen - auf der Grundlage der frühen Programmschrift Hölderlins „Urtheil & Seyn“ - den Rahmen für eine „neue Mythologie der Vernunft“, die nicht weniger im Sinn hatte als eine Menschenerziehung (wie sie bei vielen anderen, etwa bei Lessing oder Schiller, auch bei Herder, bereits vorgedacht war), mit durchaus aufklärerischen Ingredienzien, die über die französische Revolution nach Deutschland transportiert worden waren.

Wolfgang Hogebe hat gezeigt¹⁰, daß dieser mythologische Rahmen wesentlich an der „romantische(n) These eines ursprünglichen, epistemischen Kommunismus“ orientiert ist, die einerseits sicherstellt, daß alles Wissen Gemeingut, deshalb von ästhetischer Form, mithin Mythologie ist, die andererseits auf eine „These der Aufklärung“ vorausweist, nach der das Wissen um die Vernunft praktisch realisiert werden müsse, wobei diese Realisierung voraussetze, daß das zunächst bloß philosophische Wissen allgemein werde.¹¹

cogito liegt. Anders gesagt: Die neuere Entwicklung des „cyberspace“ hin zur Re-Analogisierung des Denkens (wenn eben auch nur mittelbar) entspricht der alten Vorstellung von einer „Wieder-Vereinigung“ des Für-sich mit dem An-sich in einem (bislang utopischen) An-und-Für-sich. Und das ist in der Tat beachtlich.

¹⁰ W.Hogebe, Prädikation und Genesis. Metaphysik als Fundamentalheuristik im Ausgang von Schellings „Die Weltalter“, Frankfurt/Main 1989, S. 20-22.

¹¹ F. Hölderlin, Sämtliche Werke und Briefe, 2 Bde., 5. Aufl., Darmstadt 1989 (1970), I 919: „Ehe wir die Ideen ästhetisch, d.h. mythologisch machen, haben sie für das Volk kein Interesse, und umgekehrt: ehe die Mythologie vernünftig ist, muß sich der

Hegel hat diese Entwicklung später abgelehnt und mit Verweis auf die argumentative Schwächung des Philosophierens in jeder angestrebten Popularisierung die poetische Narrationsform durch eine enzyklopädische ersetzt, mit unterschiedlichen Erfolgen, insgesamt aber um den Preis des theoretischen Rückschritts. Schelling dagegen hat diese Entwicklung mit den eigenen Konzeptionen als bereits abgeschlossen angesehen, fraglos übereilt. In seiner Nachfolge aber, sind Steffens und Oehlschlager dem Grundgedanken des heute in neuerer Form Vorliegenden erheblich nahegekommen.¹²

Wichtig ist nun aber - mit Blick auf die Tatsache, daß Wissensvermittlung (oder Bildung, Erziehung etc.), um die es bei all der technischen Innovation in der Hauptsache geht, wesentlich an einen ethischen Grundkonsens geknüpft werden muß - die Erwägung, auf welchem Fundament Praxis zu vollziehen sei (auch die Schellingsche Denklinie bietet dazu allenfalls Vor-Erwägungen, keine expliziten Lösungen, operiert sie doch dazu noch auf idealistischem Boden, der heute durch einen materialistischen zu ersetzen wäre). Machen also diese Überlegungen eine neue Annäherung an Fragestellungen der Ethik nötig oder sind sie lediglich als Variante bereits bekannter Konsequenzen anzusehen? Kurz: Ist die auf beschriebene Weise „vernetzte Gesellschaft“ eine Herausforderung für die Ethik?¹³

IV.

Es ist gegenwärtig besonders modisch geworden, in allen Bereichen des Lebens die Notwendigkeit für Partikularethiken zu entdecken: Unter-

Philosoph ihrer schämen. So müssen endlich Aufgeklärte und Unaufgeklärte sich die Hand reichen, die Mythologie muß philosophisch werden, um das Volk vernünftig, und die Philosophie muß mythologisch werden, um die Philosophen sinnlich zu machen. Dann herrscht ewige Einheit unter uns ... Dann erst erwartet uns gleiche Ausbildung aller Kräfte, des einzelnen sowohl als aller Individuen. Keine Kraft wird mehr unterdrückt werden, dann herrscht allgemeine Freiheit und Gleichheit der Geister! -”

¹² R.E. Zimmermann, *Aesthetics as a Semiology of Nature. On the Unity of Schelling's Substance Metaphysics*. In: *System & Struktur IV/2*, 1996, S. 151-173, vor allem: S. 170 ff.

¹³ So der Titel einer Podiumsveranstaltung im Siemens-Forum München am 6.März 1997. Die nachfolgenden Ausführungen stützen sich zum Teil auf meinen Beitrag bei dieser Veranstaltung.

nehmensethik, Management-Ethik, Wirtschaftsethik, Bioethik und so fort, so als würde jeder neu problematisierte Anwendungsbereich von Erkenntnis genuin neue Konflikte hervorrufen, deren Lösung erst durch die Entwicklung einer spezifischen Ethik ermöglicht werden kann. Zumeist geht es dabei aber nicht eigentlich um Ethik, sondern nur um eine genaue Betrachtung von Vorgehensweisen bei ganz spezifischen Problemlagen, also etwa um Fragen der Optimierung von Organisationsstrukturen in Unternehmen oder allenfalls um Folgeabschätzungen von Handlungen *nach Maßgabe* ethischer Grundvorstellungen, was wohl eher die Aufgabe des Revisors zu sein scheint und weniger des Ethik-Spezialisten. Nehmen wir ein aktuelles Beispiel: Wer kennt nicht inzwischen das Schaf (oder besser: die Schäfin) „Dolly“, einschließlich der etwas involvierten Geschichte ihrer Namensgebung? Dolly hat sogleich Anlaß gegeben, neuerlich die Aspekte der Gen-Ethik zu diskutieren. Gleichwohl: Weder sind „klonierte“ Schafe etwas, das den Betrachter nach all den Jahren der biologischen Forschung vom Stuhl reißen sollte, und - (ohne auf biologische Details eingehen zu wollen) das Ergebnis ist letztlich bescheiden genug (es ist allerdings erstaunlich, daß erst jetzt diverse politische Institutionen überhaupt beginnen, sich mit diesen Dingen zu befassen - die Eulen der Europäischen Union beginnen ihren Flug anscheinend so spät in der Dämmerung, daß sie Probleme mit der Helligkeit bekommen): weder ist der Vorgang sensationell, noch ist die verbreitete Information über mögliche Probleme in der Anwendung dieser Forschungsergebnisse auch nur korrekt vermittelt (denn es kommt doch wohl kaum darauf an, daß irgendein Diktator sie zu seinen Gunsten verwenden könnte. Was sollte er mit all diesen Babies anfangen, von denen er gar nicht wissen kann, ob sie künftig eine Persönlichkeit entwickeln werden, die der seinen nachkommt?).

Wir sehen hieraus vor allem zweierlei: Meinungen, vor allem öffentliche, und da besonders lautstark geäußerte, sind schnell bei der Hand, gehen aber am Wesentlichen vorbei. Diskutiert wird somit eher das falsche. Es fehlt schlicht das Wissen; denn ohne Kenntnis des Kontextes sind bloße Fakten, und seien sie noch so eloquent in aller Kürze *fokussiert*, wertlos. Aber gerade um das Wissen ist es uns zu tun, denn hierauf stützt sich - im Gegensatz zur Moral - die *Ethik*. Diese zielt von vornherein darauf, Verhalten auf seine Angemessenheit hin zu prüfen. Sie soll nicht zwischen „gut“ und „böse“ unterscheiden, wie die Moral, sondern allein zwischen „angemessen“ und „unangemessen“. Und gerade dafür bedarf sie der Ergebnisse der gegenwärtigen Erkenntnis. In diesem Sinne grün-

det Ethik sich auf Wissen, die Moral auf Glauben. Dabei ist die Ethik einer doppelten Gefahr ausgesetzt: Zunächst muß man sich nämlich um *korrekte* Erkenntnisse bemühen, andererseits können aber auch korrekte Erkenntnisse *unangemessen angewendet* werden. Auch ist die Aufgabe der Ethik nicht beendet, falls Unangemessenheit festgestellt wird: dann nämlich gilt es zu fragen, wie die Bedingungen für jenes Unangemessene verändert werden müssen, damit es nicht mehr einzutreten braucht. (Die Moral hat es da allemal einfacher.)

Ethik ist also viel mehr als bloße Systematisierung von Moral. ¹⁴ Wenn Norbert Hoerster sagt: „Wer ein gutes Leben führt (ein moralisch guter Mensch), muß nicht auch ein gutes Leben haben - und umgekehrt“ ¹⁵, so muß er korrigiert werden: „Wer ein moralisch guter Mensch ist, muß sich nicht notwendig angemessen verhalten. Er führt gleichwohl zumeist ein gutes Leben. Und umgekehrt. Aber wer ein im ethischen Sinne angemessenes Leben führt, hat nicht immer ein gutes Leben. Freilich *sollte* er eines haben.“ Aber es fällt augenscheinlich schwer, diese Kriterien überhaupt sauber auseinanderzuhalten, und eben deshalb vermischen sich Glauben und Wissen permanent, und das kommt weder dem einen noch dem anderen wirklich zu Gute, ganz im Gegenteil.

*

Es ist tatsächlich die Ethik der Existentialphilosophie Sartres, die hier Wesentliches zur Erhellung beigetragen hat: Sartre zeigt, daß die überkommene „Imperativ-Ethik“ Kantischer Prägung nichts für eine moderne Ethik zu leisten imstande ist, insofern sie von der Praxis selbst, also vor allem von der je vorfindlichen sozialen Situation abstrahiert. Sie unterstellt nämlich, daß jeder im Prinzip in der Lage ist, dem formulierten Imperativ zu folgen (sonst wäre er ja kein echter Imperativ), und gerade das ist keineswegs der Fall. (Dafür gibt Sartre selbst eine Fülle von praktischen Beispielen.) Natürlich ist der „Kategorische Imperativ“ Kants zureichend allgemein formuliert, um die Schwierigkeiten der Spezifik umschiffen zu können. Man kennt den berühmten Satz: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“ ¹⁶ Es scheint hier alles offengelassen, vom modernen (vor allem interkulturellen) Relativismus bis zum

¹⁴ N.Hoerster, Ethik und Moral. In: D.Birnbacher, N.Hoerster (Hg.), Texte zur Ethik, 9.Aufl., München 1993 (1976), passim, vor allem: S. 9.

¹⁵ *ibid.*, S. 16.

¹⁶ I. Kant, Kritik der praktischen Vernunft. Meiner-Ausgabe, I 1, § 7, 35.

citoyen-Gedanken der französischen Aufklärung. Allein, der Schein trügt: denn in der nachfolgenden Anmerkung fährt Kant fort: „Denn reine, an sich praktische Vernunft ist hier unmittelbar gesetzgebend. Der Wille wird als unabhängig von empirischen Bedingungen ... durch die bloße Form des Gesetzes als bestimmt gedacht ...“ Kant spielt explizit auf eine Stelle in den „Satiren“ des Juvenal an (VI 223): „sic volo, sic iubeo“ schreibt er und meint den Satz „Hoc volo, sic iubeo, sit pro ratione voluntas ...“ (das heißt: „Ich will es so, ich befehle es, statt einer Begründung gelte mein Wille ...“). Das heißt auch: „Reine Vernunft ist für sich allein praktisch und gibt (...) ein allgemeines Gesetz, welches wir das *Sittengesetz* nennen.“¹⁷ Insbesondere gilt Vernunft in diesem Bilde zugleich als gesetzgebend für alle vernünftigen Wesen. Das ist nicht nur (im philosophischen Sinne) idealistisch gedacht, sondern auch unangemessen idealisierend.

Sartre setzt dagegen eine Differenzethik, die vor allem auf die spezifisch vorfindbare Situation abstellt und dabei „mit den Anderen rechnet“, in dem Sinne, das Handeln sich im Spielraum vielfältiger, moralischer Grundhaltungen überhaupt erst entfalten kann, indem ihre Synthese gemeinsam *erfunden* wird. Das heißt, Ethik wird hier Anleitung zur Invention von Verhalten, und sie gründet sich auf die allen gemeinsame Freiheit zur Kreation. Denn was bedeutet Invention praktisch? Sie bedeutet, der vorgefundenen Realität eine gemeinsame Deutung zu verleihen, die sich als zureichend konsensfähig erweist, weil sie den individuellen Spielraum aller Beteiligten für sich in Rechnung stellt.

Insofern wird von vornherein alles bloß repetierende Handeln zurückgewiesen. Und diese Zurückweisung, in der die Person ihre eigene Freiheit faktisch ergreift, macht *poetische Praxis* aus: Sie ist poetisch in dem Sinne, insofern die handelnde Person gezwungen ist, sie je situativ zu deuten, und zwar auf intersubjektive Weise. Sie ist Praxis, insofern sie in ihrem Vollzug das soziale Feld neu organisiert. Gleichwohl: Der Gegensatz zwischen poetischer und repetitiver Praxis in diesem Sinne kann nicht verstanden werden ohne das, was *unbedingt* möglich ist (also ethisches Handeln) von dem zu unterscheiden, was *historisch* möglich ist (also historisches Handeln). Hier argumentiert Sartre übrigens völlig parallel zu Ernst Bloch. Und man sieht sofort: Das Unbedingte kann nicht auf situativ Vorgefundenes abstellen, sondern immer nur auf die Verfaßtheit

¹⁷ ibd. 36 ff.

sozialer Situationen insgesamt. Und diese wird allemal durch anthropologische Vorüberlegungen bestimmt.

Praxis destrukturiert somit gegenwärtig Unmögliches (also das Nichts) und restrukturiert es als ein Feld der Möglichkeiten (also als Nichtsein). Die faktische Existenz des Menschen - als permanente Transformation von Nichtsein in Sein - ist daher kreativ als poetische Praxis in ständiger Selektion angemessener Möglichkeiten aus jenem Feld, wovon Invention notwendiges und spezifisch ethisches Moment ist.¹⁸

Das hat Sartre schon 1952 so gesehen: Er sagt zu Camus, daß das Problem nicht sei zu wissen, „ob die Geschichte einen Sinn hat oder nicht, ... Das Problem ist, zu versuchen, ihr denjenigen Sinn zu geben, der uns richtig erscheint ... Mehr noch, es ist müßig, zu diskutieren, ob es Werte gibt, die die Geschichte transzendieren: Angenommen, es gibt sie wirklich, so manifestieren sie sich durch das Tun der Menschen, durch die ... Taten.“¹⁹

Sartre zielt hier auf eine poetische Praxis, die sich selbst ihre Werte schafft, indem sie sie erfindet. Nicht, indem sie sie „freier Hand“ in aller Beliebigkeit erfindet, sondern indem sie sich bereits von Beginn an in ein Verhältnis zum Engagement gebracht hat, das ihren Erfindungen einen festen Bezugsrahmen verleiht. Und diesen stellt wesentlich die Erkenntnis zur Verfügung. (Meines Wissens hat sonst nur Heinz von Foerster - und dann aus der Perspektive einer kybernetischen Systemtheorie heraus - auf diesen Umstand Bezug genommen, indem er in seiner „KybernEthik“ ausdrücklich eine „Epistemologie der Verantwortung“ fordert.²⁰ In der Tat erweist sich Ethik somit wesentlich als Epistemologie, und so wurde sie schon in der antiken Stoa auch gesehen.)

V.

Wir sehen, worauf das Ganze abzielt: Wenn erst einmal die Begriffe geklärt sind, hat es die Ethik vergleichsweise leicht, und aus ihren Prinzipien lassen sich umstandslos Richtlinien für ein vernünftiges Handeln

¹⁸ R.V. Stone/E.A. Bowman, Sartre's Morality and History. Preprint, WCP 18, Brighton (UK) 1988, vor allem: S. 23.

¹⁹ R. Rossanda, Über die Dialektik von Kontinuität und Bruch, Frankfurt/Main 1975, S. 157.

²⁰ H. v.Foerster, KybernEthik, Berlin 1993, S. 109.

ableiten (wenn das auch noch einiger zusätzlicher Arbeit bedarf, die den Rahmen der verfügbaren Zeit unter Umständen zu sprengen vermag). Der Vernunftbegriff scheint mir dabei auch interkulturell stabil definierbar zu sein. Allein, es ist die Frage, inwieweit er faktisch akzeptiert wird: Daß es im ethischen Sinne (bis auf Spezialfälle) unangemessen ist, Menschen zu töten, hat sich mittlerweile herumgesprochen. Gleichwohl gibt es offensichtlich viele Menschen, die es trotzdem tun. Vor diesem Hintergrund der Ausbeutung, des Mißbrauchs und der Tötung von Menschen, oft aus jedenfalls moralischer Motivierung heraus, finden auch Ausbeutung und Mißbrauch der Umwelt statt. Ethisch ist dieser Sachverhalt längst geklärt. Aber mit jenen umzugehen, denen die Vernunft der Ethik verschlossen bleibt, ist ein technisches Problem der Politik (insbesondere ihrer Exekutive).

Das alles gilt in gleicher Weise für Nutzen und Mißbrauch der technischen Innovationen im Computer-Bereich, namentlich für die umgreifende Vernetzung der Gesellschaft im wahrsten Sinne des Wortes. Insofern fordert die „vernetzte Gesellschaft“ die Ethik *nicht mehr* heraus als alle anderen Aspekte der Gesellschaft. Es gibt auch keine tatsächlich neuen Aspekte dabei. Es gibt aber auch keine Lösung für alte Probleme, soweit sie nicht rein ethische sind. Eine allgemein anerkannte (gewissermaßen fraglose), ganzheitliche Vernunft mit universalem Ausgriff auf die Gesellschaft, so daß ethische Prinzipien allein nach Maßgabe der Erweiterung des Wissens erarbeitet werden müssen, es aber nicht mehr ihrer Vermittlung bedarf, weil sie - sind sie erst einmal erarbeitet - von selbst einsichtig werden (das alte Problem der Stoa), eine solche Vernunft ist ein im Wortsinne strenger *U-Topos*, denn gäbe es eine solche Vernunft, dann würde sie sofort die Geschichte beenden. Praxis ist mithin nichts weiter als eine permanente Approximation an ethische Prinzipien; und das ist ein Problem, das unauflöslich mit der Seinsweise des Menschen selbst verbunden und deshalb unlösbar ist, weil in seiner Lösung sich auch das Menschsein aufzulösen hätte.

Sartre hat das in diesem Sinne klargestellt, wenn er in seiner „Genet-Biographie“ sagt: „Entweder ist die Moral ein Larifari oder eine konkrete Totalität, die die Synthese von Gut und Böse verwirklicht. Denn das Gute ohne das Böse ist das Parmenideische Sein, das heißt der Tod; und das Böse ohne das Gute ist das reine Nicht-sein. ... So trägt jede Moral, die sich nicht ausdrücklich als *heute unmöglich* darbietet, zur Mystifizierung und Entfremdung des Menschen bei. Das „moralische“ Problem entsteht daraus, daß die Moral *für uns* gleichzeitig unvermeidbar und unmög-

Zimmermann

lich ist. Das Handeln muß sich in diesem Klima unüberschreitbarer Unmöglichkeit seine ethischen Normen geben.”²¹

21 .

J.-P.Sartre, *Saint Genet, Komödiant und Märtyrer*, Reinbek 1982 (Paris, 1952), S. 293 ff. (Anm.)